

2

Wie Menschen des Ordnungsstrukturtyps mit Konflikten umgehen

2.1 Mutter sucht neue Herausforderung

„Nein, heute Abend zur Weihnachtsfeier, da bin ich nicht da. Unten steht Jans Bruder. Wir fahren zum Flughafen, und Jan und ich fliegen nach New York.“ „Wie bitte? Andy, das sagst du mir erst jetzt? Für wie lange, mit welchem Geld? Kann man mit dir nicht mehr vernünftig reden?“ „Ach, Ma, hätte ich dir das früher gesagt, dann hätten wir endlose Diskussionen gehabt. Jan hätte sich bei dir vorstellen müssen, und du hättest an ihm herumgemäkelt, und wir hätten gestritten. New York hätte dir nicht gepasst, und überhaupt wäre deiner Meinung nach alles eine Schnapsidee gewesen, was wir vorhaben. Nein, ich bin jetzt 18 Jahre, habe vor ein paar Monaten das Abitur gemacht, und nun bin ich endlich frei. Frei, frei, frei! Ich mache, was mir passt, und verreise, mit wem es mir passt. Geld? Für den Flug habe ich alles zusammen, und auch für ein paar Nächte in einer Pension reicht mein Ersparnis. Und wenn du es genau wissen willst, den Rest werde ich irgendwie zusammenkriegen mit irgendeinem dämlichen Job da drüben. Jan ist ein pri-

ma Kumpel. Wir mieten oder kaufen eine Karre und reisen durchs Land. Und weißt du was? Wir sind komplett unvorbereitet, haben keine weiteren Pläne, keine Reservierungen, wir leben einfach in den Tag hinein. Wir entscheiden von Minute zu Minute. Kein ‚Was machen wir morgen?‘, kein ‚Haben wir schon was reserviert?‘, kein ‚Bist du sicher, dass diese Pension auch schön, sauber, sicher und nett ist?‘, kein ‚Sind meine Schuhe sauber, und sitzt meine Frisur?‘, kein ‚Sei aber bitte pünktlich!‘, keine Zwänge, keine Prüfungen, keine Terminpläne, einfach Freiheit pur! So, jetzt weißt du Bescheid und kannst dich in Geduld üben. Irgendeines schönen Tages stehe ich wieder vor deiner Tür, hole meine Sachen ab und habe irgendwo hier in der Stadt eine Bleibe, einen Job und vielleicht sogar eine Freundin. Du wirst das zu gegebener Zeit erfahren. Schau du nur für dich, ich bin jetzt nämlich weg! Ach, und mein Handy liegt im Zimmer, ich habe ein neues mit einer neuen Nummer. Das heißt, irgendwann werde ich dich mal anrufen. Und noch etwas: Wenn du mich beim nächsten Mal mit meinem Namen ansprichst, dann bitte mit Andreas, so wie ich getauft worden bin. Andy klingt mir zu kindlich! Also Ciao!“ Nach dieser Verlautbarung nimmt Andreas seine Sporttasche, verlässt die Wohnung und stürmt zum wartenden Auto. Christine hält den Atem an, reißt Augen und Mund auf, bringt aber keinen Ton heraus.

Hast du Worte? Was soll jetzt das nun wieder? Mein Sohn stellt mich einfach vor vollendete Tatsachen. Fragt mich nicht, bespricht sich nicht mit mir, sondern stellt mich am 24. Dezember vor vollendete Tatsachen. Ich, seine Mutter, werde übergangen und aus seinem Leben ausgeschlossen. Was habe ich für Andy – oder Andreas – nicht alles getan? Er hatte es

doch gut bei uns zu Hause. Hat bekommen, was er brauchte. Nein, also dieses Verhalten habe ich nun wirklich nicht verdient. Na, warte, wenn du je Geld von mir brauchen solltest, dann hast du dich geschnitten. So nicht, mein Lieber. Keinen roten Heller kriegst du. Ich habe auch meinen Stolz! Da kannst du dich aber lange winden und betteln. Nichts, gar nichts wirst du von mir kriegen. Wie soll denn das gehen? Eine Karre kaufen? Der hat ja nicht mal einen Führerschein. Ein Zimmer mieten, mit welchem Geld? Einen ‚dämlichen‘ Job in New York? Auf den Bengel werden die da drüben ja gerade noch gewartet haben! Nein, nein, der wird wiederkommen, Christine, du wirst sehen. Angekrochen wird er kommen. Der stellt sich das Leben etwas zu einfach vor. Ist ja noch ein Kind. Und nun diese großen Töne! Durchs Land reisen, von der Hand in den Mund leben, keine Vorschriften, keine Zwänge aushalten müssen. Ha, wenn ich das meiner Mutter mal gesagt hätte. Das wäre ja überhaupt undenkbar gewesen. Nein, nicht mal in meinen schönsten Träumen wäre ich je darauf gekommen, mich so aufzublasen wie dieser Bengel.

Was wohl Robert dazu sagt? Oder hat Andy – Andreas – mit Robert gesprochen? Würde den Männer ja ähnlich sehen. Die halten doch immer zusammen. Robert hat sicher gelacht und gesagt: ‚Ja, ja, mach nur mein Sohn, du hast es verdient.‘ Robert, der setzt sich ja gar nicht mit uns auseinander. Der will einfach nur in Ruhe gelassen werden. Nun, vermutlich hatte Robert, wie üblich, ja gar keine Zeit für solche Diskussionen. Robert hat überhaupt nie Zeit, weder für Diskussionen noch für was anderes. Die Erziehung der Kinder habe ich ja auch allein übernommen. Der Vater glänzte eigentlich immer durch Abwesenheit. Vielleicht ist das der Grund, warum sich Andreas so aufführt. Ihm hat doch der Vater gefehlt! In die Ferien bin

ich meist mit den Kindern allein gefahren. Also wieso sollte sich Robert jetzt als Vertrauter von Andreas erweisen? Gefehlt hat er mir eigentlich nicht, der Robert. Im Grunde war mir seine Abwesenheit ganz recht. Ich hatte ja die Kinder, und mit ihnen habe ich viel unternommen. Die waren ja auch süß. Am liebsten mochte ich sie, als sie zwischen zwei und sieben waren. So hilflose Geschöpfe, schutzbedürftig, anhänglich, begeisterungsfähig. Ich konnte ihnen alles zeigen: die Tiere im Zoo, die Berge, die Blumen, lustige Bücher, und sie waren so dankbar. Robert hätte diese Idylle wahrscheinlich eher gestört. Ich war bisher eigentlich ganz froh, dass er so viel gearbeitet hat und umhergereist ist. So hatte ich die Kinder für mich allein.

Jetzt ist Andreas, der Jüngere, auch weg. Vorigen Sommer Gabi. Gabi hatte es ja auch eilig. Die musste ja unbedingt mit ihren 20 Jahren schon heiraten, obwohl nicht mal ein Kind unterwegs ist. Wenn Gabi wenigstens ein Kind erwarten würde. Ja, das wäre schön. Dann würde ich es sicher oft hüten dürfen. Aber nein, auch das ist mir nicht vergönnt. Nur ausziehen und heiraten. Und die Mutter darf nicht einmal danach fragen, ob denn bald ein Kind angesagt ist. Mensch, hat Gabi sauer auf meine Frage reagiert: ‚Ein Kind? Wieso sollte ich schon ein Kind wollen? Nein, Phil und ich wollen das Leben noch lange genießen. An Kinder denken wir nicht mal. Vielleicht will ich gar keine. Im Übrigen geht dich das auch überhaupt nichts an. Das ist nun wohl wirklich meine und Phils Angelegenheit! Halt dich da bloß raus, Mama!‘ Dann habe ich mich getröstet, dass wenigstens Andreas noch zu Hause wohnt. Er hätte doch bequem hierbleiben können und sein Studium machen. Dann wäre die Wohnung wenigstens noch etwas belebt gewesen. Diese Leere. Diese Leere ist ja kaum auszuhalten. Und Robert? Robert ist auch nie da, wenn man ihn braucht.

Andreas meint es ernst. Er fliegt am 24. Dezember nach New York, und bis Ende März bekommen seine Eltern keine Nachricht von ihm. Robert nimmt dieses Verhalten gelassen. Er findet, dass sich sein Sohn ein bisschen Freiheit verdient hat. Die Schule sei immerhin sehr anstrengend gewesen. Robert macht sich auch keine Sorgen, dass Andreas etwas passieren könnte. „Der Junge geht schon nicht unter, das ist ein Überlebenskünstler.“ Christine aber schwankt zwischen Angst, Wut und Enttäuschung. Wer braucht sie jetzt noch? Die Decke fällt ihr schon morgens auf den Kopf. Ihre wenigen Freundinnen raten ihr, Kurse zu besuchen, um vielleicht wieder in ihren Beruf als Werbefachfrau einsteigen zu können. Christine lehnt diese Vorschläge mit einem süßsauren Lächeln dankend ab. „Ach, die Werbebranche ist doch nicht mehr, was sie früher war. Heute geht alles hopp, hopp, und auf Qualität wird keinen Wert mehr gelegt. So wie die heute arbeiten, das ist einfach nicht professionell. Das kann ich mit meinen Qualitätsansprüchen nicht vereinbaren. Dort würde ich nicht glücklich.“ Sie kommt stattdessen auf die Idee, aus Gabis ehemaligem Kinderzimmer ein Atelier zu machen. Früher hat sie Illustrationen gezeichnet und Plakate gemalt. Das war ihr Hobby. Wieso sollte sie mit knapp 50 Jahren dieses Hobby nicht wieder aufnehmen? Die Leute behaupteten damals, sie sei sehr begabt, fast eine Künstlerin. Robert ist froh, dass seine Frau wieder eine Beschäftigung gefunden hat, die sie offenbar zufrieden stimmt. Er unterstützt diese Bemühungen und lobt Christine für jede ihrer Arbeiten. Er treibt sie an, genauer zu beobachten, in die Natur zu gehen und dort zu zeichnen. „Weißt du“, sagt er, „wenn du ein paar richtig gute Bilder zusammen hast, dann mache ich in meiner Fir-

ma eine Ausstellung.“ Diese Aussicht motiviert Christine. Eine richtige Ausstellung? Sie eine Künstlerin mit eigener Ausstellung? Gesagt, getan, Robert stellt die Eingangshalle seiner Fabrik zur Verfügung. Er lädt seine Angestellten, seine engsten Freunde und einige größere Lieferanten ein. Die Bilder gelten allgemein als dekorativ, und es werden auch einige gekauft. Christine ist glücklich und stolz auf sich.

Andreas meldet sich von Washington, D. C., es gehe ihm und Jan sehr gut. Sie hätten Möglichkeiten, da und dort ein bisschen Geld zu verdienen. Außerdem hätten sie ein Auto gekauft und auf einem Parkplatz geübt. Keiner hätte je zuvor ein Auto gefahren, aber die Übungen auf einem privaten Gelände seien lustig. Jetzt könnten sie das Gas gut dosieren, und der Motor saufe fast gar nicht mehr ab. Sie wollten schon bald die Fahrprüfung machen, und dann würden sie quer durch Amerika reisen. Sie planten so gegen Ende Dezember wieder zurückzukommen. „Was, gegen Ende Dezember?“ „Ja, Ma, gegen Ende Dezember. Schön, dass du malst! Ich wünsche dir viel Spaß. Tschüss!“ Klick, und das war es. Christine versteht: *Der Bengel kommt nicht mehr angekrochen. Nichts mehr mit Mutters Schoß. Der hat sich doch tatsächlich von einem Tag zum anderen abgenabelt. Ich kann also auch sein Zimmer zum Aufbewahrungsort für meine Bilder umfunktionieren! Na, gut, dann verdiene ich eben auch Geld als Künstlerin! Der Anfang war ja schon mal ein großer Erfolg.*

Auch die zweite und dritte Vernissage läuft noch ganz erfreulich für Christine. Robert hilft, wo er kann. Nutzt seine Kontakte. Lädt ein, was Rang und Namen hat. Er schenkt guten Champagner aus, und dazu gibt es feine Häppchen

zu essen. Christine hat sich eine neue Garderobe zugelegt und zeigt sich von ihrer glänzenden Seite.

Robert beobachtet sie eine Weile: *Die neue Hochsteckfrisur, eine Haartolle aus einem französischen Zopf, welchen sie mit einem Haargummi am vorderen Kopf fixiert und mit Haarspray festsprüht, sieht mächtig aus. Die neue Farbe, aschiges Blond, statt Braun, wirkt vielleicht etwas zu jung. Nun, sie will ja jetzt auch wie eine Künstlerin und nicht mehr wie eine Mutter aussehen. Doch die hautengen Jeans und die fast 15 Zentimeter hohen Pumps Modell „traumhafte Lackleder-Peeptoes“ sind für meinen Geschmack wirklich etwas zu frech. Ich wirke neben ihr ja wie ein Zwerg! Wohin das wohl führen mag? Mehr Bilder können die Leute auch nicht verkraften. Irgendwann sind deren Wände voll und ihr Goodwill ist dann erschöpft. Neue Käufer kommen nicht dazu. Die Vernissagen sprechen sich zwar herum, aber unter den neuen Besuchern gibt es keine Käufer. Die Leute kommen nur, weil hier ein paar wichtige Leute zusammenstehen und sie Kontakte knüpfen wollen.*

Robert liegt mit seiner stillen Vermutung richtig. Neue Käufer kommen nicht dazu. Die Besucherzahl schrumpfte zu einem kleinen Grüppchen zusammen. Um Christine eine Gefallen zu tun, greift Robert noch nach einigen Strohhalmen und gestaltete Flyer, die er an alle Haushalte seines Wohnquartiers verteilen lässt. Andreas, der wieder aus Amerika zurück ist, hat seinen Plan umgesetzt und wohnt in einer Wohngemeinschaft mitten in der Stadt. Er bespricht sich mit seiner Schwester Gabi, um bei ihr zu Hause für gemeinsame Freunde die Bilder zu präsentieren. Doch alle Rettungsversuche helfen nicht, Christine erleidet

einen Nervenzusammenbruch. Sie weint viel, geht nicht mehr aus dem Haus, malt nicht, trifft keine Freunde und Bekannte mehr, sondern zieht sich vollkommen zurück. Robert macht sich größte Sorgen. Als er seinem Freund davon erzählt, gibt er ihm Sophias Adresse.

Christine, durch ihren Mann und ihre Kinder gedrängt, entscheidet sich schließlich, Sophia aufzusuchen, innerlich der festen Überzeugung, dass das überhaupt nichts bringen wird. Doch kann dieser Beweis ja nur erbracht werden, wenn sie auch ein paar Termine wahrnimmt.

„Was ist Ihr Anliegen für heute, Christine?“, fragt Sophia freundlich. „Ich weiß nicht, mein Mann und meine Kinder meinten, es sei nötig“, antwortet Christine. „Nun, wie sind denn Ihr Mann und Ihre Kinder darauf gekommen, dass es nötig ist? Woran haben die denn das gemerkt?“ „Ach, ich weiß nicht, weil ich einmal geheult habe, vielleicht.“ „Ah, das hat Ihre Angehörigen also beunruhigt, weil sie das an Ihnen sonst vielleicht nicht kennen?“ Christine fühlt sich schon etwas in die Enge getrieben und reagiert ärgerlich: „Ja, die sind auch zum Heulen! Da schicken die mich zu einem Psychologen, dabei sind sie es, die zum Heulen sind. Wenn die sich nur etwas anders verhalten würden, dann wäre alles so wie früher, und ich wäre wieder glücklich.“ „Ja“, nickt Sophia, „es wäre manchmal einfach schön, wir hätten so eine Fernbedienung, um unsere Umwelt auf einen anderen, angenehmeren Kanal zu schalten. Aber die hat halt noch niemand erfunden. Ist ja auch vielleicht ganz gut, sonst könnte Ihre Familie sie auch bei Ihnen einsetzen ...“ „Ja, Gott behüte, das würde gerade noch fehlen, dass die mich einfach umschalten könnten!“ „Sehen Sie“, meint Sophia, „so eine Fernbedienung will am Ende doch

niemand. Aber was könnten Sie denn dazu beitragen, dass Ihre Familie etwas weniger zum Heulen wäre?“ Diese Frage hat Christine gerade noch gefehlt: „Ich? Sie fragen im Ernst nach meinem Beitrag? Ich? Wieso *ich*? Jetzt will ich Ihnen mal was sagen, junge Frau: Ich habe mein Leben lang meinen Beitrag geleistet. Ich habe meiner Familie jeden Wunsch von den Augen abgelesen, habe auf meinen Beruf verzichtet, der Kinder wegen, ich habe die Wohnung im Schuss gehalten, damit mein Mann ein schönes Zuhause hat, ich habe gewaschen, gebügelt, geputzt, gekocht, den Kindern bei den Schulaufgaben geholfen, sie zum Reiten, Tennis, Judo und ins Schwimmbad gefahren, ich habe Geburtstagsfeste organisiert und was weiß ich, was noch alles. Tag für Tag und Jahr für Jahr. Also wirklich, Sie fragen nach meinem Beitrag? Haben Sie eigentlich Kinder?“ Sophia antwortet ruhig und bestimmt: „Ja, das ist sehr viel, was sie geleistet haben. ‚Danke‘, hat dafür wohl kaum jemand gesagt, weil diese Leistung wahrscheinlich für selbstverständlich genommen worden ist. Sie haben sehr viel gegeben, höre ich, und vielleicht ist es so, dass Sie nun hierfür endlich einmal was bekommen wollen? Aus Ihrer Sicht verstehe ich, dass Sie meine Frage verletzt haben muss.“ „Ja, das hat sie wohl! Wenigstens können Sie das zugeben.“ „Nun ja, Sie haben mir auch sehr schön geschildert, wo Sie der Schuh drückt, und das hat mich beeindruckt. Es ist oft viel, was die Kinder und der Ehemann einem abverlangen, ohne darüber nachzudenken, was das für eine Mutter und Ehefrau bedeutet. Gerade der Verzicht auf den Beruf wird allzu oft noch als zu selbstverständlich hingenommen.“

Christine lehnt sich etwas entspannter im Stuhl zurück: „Nun ja, das ist einfach so gekommen. Ich wollte ja selbst

nicht mehr arbeiten. Irgendwie wurde mir das zu viel, und ich fand es eigentlich ganz schön, bei den Kindern zu bleiben. Wissen Sie, Kinder, die sind mein Hobby, da kann keine bezahlte Arbeit mithalten. Sie brauchen einen, und meine haben ganz besonders an mir gehangen. Da wollte ich sie auch nicht abgeben. Ich habe sie auch nur ungerne meiner Mutter oder Schwiegermutter anvertraut. Also wenn ich es so überdenke, dann war das schon eher meine Entscheidung, nicht berufstätig zu sein. Mein Mann hätte es nämlich durchaus gerne gesehen. Er sagte früher häufig zu mir: ‚Stine, dass du mir nicht verdorrst daheim. Du solltest raus, Leute treffen, arbeiten, etwas für dich machen; die Kinder bleiben nicht so klein, die werden größer und selbständiger.‘ Im Grunde war ich es, die diese Ratschläge in den Wind geschlagen hat. Ich dachte, ja gut, das ist dann in zwanzig Jahren. Bis dahin wird sich schon eine Lösung finden, was ich dann anderes tun könnte. In dem Moment sah ich nur die kleinen Zwerge, die mir am Rockzipfel hingen. Das war einfach schöner als in der Werbebranche, wo ich machen musste, was mir mein Chef sagte, und wo ich die Kritik meiner Kolleginnen ertragen musste. Das autoritäre Gehabe eines Chefs und das schnöde Getue von Kollegen habe ich schon immer schlecht ertragen.“ „Wenn ich Sie so sprechen höre, dann gewinne ich den Eindruck, Sie hätten über längere Zeit Ihre Berufung als Mutter und Hausfrau gefunden.“ „Ja, das stimmt schon irgendwie. Ja, dies waren für mich die schönsten Jahre. Mein Mann war selten daheim, oft auf Reisen, hat sich in nichts eingemischt. Er hat mich machen lassen. Er hat sich zwar nie bei mir bedankt, aber er hat mich auch nie kritisiert. Es gibt ja Männer, die wollen einen Anteil an der Kindererziehung



<http://www.springer.com/978-3-642-41778-8>

Die Kunst des klugen Umgangs mit Konflikten

Psychologie in Gedanken und Geschichten

Enzler Denzler, R.

2014, XX, 200 S. 4 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-642-41778-8